



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mitten im Leben sind wir vom Tode umgeben.

näre aber waren nichts anderes als zwei lebensgroße Statuen der allereligsten Jungfrau und des hl. Joseph! — Die guten Leutchen, die wahrscheinlich noch nie eine hübsche Statue gesehen hatten, glaubten, sie seien lebendig und gehörten zum Missionspersonal unserer Kirche. —

Im allgemeinen finde ich das hiesige Volk schlicht und einfach, willig und gutherzig. Ich hoffe, daß sich mit der Zeit recht viele von ihnen dem katholischen Glauben zuwenden werden. Wie schon mehrfach angedeutet, ist hier alles voll von Protestanten; letztere sind uns hier noch mehr als an anderen Orten zuvorkommen. Ich darf sagen, die Mehrzahl der hiesigen Käffern ist protestantisch, und es gibt kaum einen heidnischen Kraal, der nicht schon mehr oder weniger vom Protestantismus angehaucht wäre. Andererseits ist allerdings auch der Drang zur katholischen Kirche groß, doch ist es und bleibt eine schwere Aufgabe, aus anfänglichen Protestanten wahre, gute Katholiken zu machen. Da tut reichliche Gnade von oben not; deshalb bitte ich alle, welchen die göttliche Vorsehung diese Zeilen zuführen wird, um das Almosen ihres Gebetes.

Zum Schlusse noch ein Punkt, der mir sehr am Herzen liegt: Viele protestantische Kinder hegen den Wunsch, zu uns in die Schule zu kommen, desgleichen wollen viele protestantische und heidnische Eltern ihre Kinder zu uns in die Schule schicken. Nun haben wir aber hier, in St. Joseph, noch gar keine Schule, und wir werden auch wahrscheinlich uns noch geruhte Zeit gedulden müssen, bis eine solche gebaut ist; denn eine Schule kostet immerhin Arbeitskräfte und Geld. Das ist nun etwas überaus Hartes für den Missionär, Kinder abweisen zu müssen, die zu uns in die Schule wollen. Findet sich niemand unter unseren lieben Freunden, der auch dazu ein Scherlein beitragen wollte? Für die kleinste Gabe sage ich zum voraus ein hundertsaches, herzliches „Vergelt's Gott!“

Mitten im Leben sind wir vom Tode umgeben.

Von Br. Protasius Muth, R. M. M.

Mariannhill. — Schon oft wurde ich an obigen Ausspruch des seligen Benediktinermönches Notker von St. Gallen erinnert, namentlich aber geschieht dies hier in unserem Mariengarten; traf ich doch dafelbst innerhalb der letzten drei Monate gar häufig mit sehr gefährlichen Schlangen zusammen.

Gleich in der ersten Woche — ich war gerade in der nahen Waldanlage mit dem Pflanzen junger Bäumchen beschäftigt — gelang es dem mit der Aufsicht unserer Schuljungen betrauten Bruder Trophimus, eine acht Fuß lange Mamba zu töten. Diese Schlangenart zählt zu den allergefährlichsten schon wegen der Kraft und Schnelligkeit, mit der sie sich auf den Gegner wirft. Raum 14 Tage darauf fand ich selbst in unserer Gartenhütte eine mittelgroße Schlange zwischen Brettern schlafend, während Bruder Marcius, der ebenfalls einen Teil unserer Schulknaben beaufsichtigt, noch innerhalb derselben Woche zwei Schlangen begegnete; über die eine war er ahnungslos hinweggeiritten, die zweite konnte er glücklicher Weise erlegen.

Eine andere, der überaus giftigen Busulu ähnliche, schwarz-gelb gefleckte Schlange trafen ganz in der Nähe unserer Gartenhütte die mir zur Hilfe

beigegebenen sechs Käffernjungen. Sie machten mit ihr kurzen Prozeß und warfen sie mit Steinen tot. Und gestern erzählte mir Bruder Gabriel, der gerade mit der Messung unserer Gärten und Felder beschäftigt ist, sein schwarzer Gehilfe habe mittels einer 1½ Fuß langen Drahtnadel, wie solche bei Messungen verwendet werden, eine große schlafende Busulu mit dem Kopf an die Erde gespießt, genau so, wie es weiland der Begleiter des Königs David dem schlafenden Saul zugesetzt hatte. — Die Busulu ist, wie gesagt, sehr giftig und überaus gefährlich; denn sie ist meist im Laube oder hohem Gras versteckt, und wird wegen ihrer eigentümlichen Färbung (bläsiggelb und schwärzliche Ringe) nicht leicht bemerkt, zumal im Herbst oder Winter, wenn Gras und Blätter dürr geworden. Bereit richtet sie sich mit dem Vorderleib senkrecht empor und fährt mit ihrem giftgeschwollenen Kopf wie ein böser Gänserich zischend hin und her.

Ein merkwürdiges Abenteuer mit einer Schlange hatte ich auch am 14. Mai l. J. Ich war eben vor der mehrernähnten Gartenhütte beschäftigt, als ich plötzlich ein merkwürdiges Geräusch hörte. Es war, als sei von der haushohen wilden Banane oder vom Hüttendache selbst etwas heruntergefallen. Ich schaue nach und entdecke eine mittelgroße, etwas über einen Meter lange, giftige Schlange. Schnell erfaße ich ein Brett und stoße auf sie ein; doch ich war wegen der Länge des Brettes in meinen Bewegungen gehemmt, und so gelang es dem giftigen Reptil, durch die Fensterläden hindurch in die kleine Veranda zu schlüpfen, welche die Vorderseite der Hütte umgibt.

Wohl eile ich schleunigst nach, kann sie aber nirgends mehr erblicken. Da kommt mir der Gedanke, sie könnte vielleicht in die Gartenhütte selbst hineingekrochen sein! Hastig reiße ich dort eine leere Petroleumskiste zur Seite — siehe, da fährt die Schlange wie besessen darin herum! Ich hatte noch dazu in der Aufregung die Kiste an der offenen Seite angefaßt. Ich stoße neuerdings nach ihr, doch sie eilt heraus und verkriecht sich unter einige auf Ziegel gelegte Bretter an der Wand der Blechhütte. Ein Riß mit der freien Hand, und die Bretter fliegen zur Seite, die Schlange aber fährt, nach einem Schlupfloch suchend, hart an der Wand hinauf. Wieder greife ich nach meinem Brett und stoße kräftig nach ihr; doch leider gelingt es mir bei den blitzschnellen Bewegungen, die sie macht, nicht, den Kopf zu treffen. Einmal kam sie auch geradenwegs auf mich zu, sodaß ich mich, da ich in den bloßen Sandalen war, geschwind auf die Seite werfen mußte. Wie ich abermals nahe, ist sie schon beim Schlupfloch an der Ecke, wo sie offenbar hereingekommen, wieder hinaus, und so schnell ich ihr auch um die Türe herum nachhaste, so kam ich doch schon zu spät; sie war und blieb verwundet. Auch die schwarzen Buben, die inzwischen herbeigekommen waren, konnten trotz ihrer scharfen Augen keine Spur von ihr entdecken. —

Zum Schlusse noch ein paar diesbezügliche Erinnerungen aus Emäus, wo ich vor einigen Jahren stationiert war. Ich mußte da einmal eine der Poststrafe entlang gelegene Grasfläche abbrennen, wobei manstellenweise einen dünnen Grasbüschel abreißt, ihn ein wenig anbrennen läßt, und so das Feuer weiterträgt. Da mir jedoch der Wind an einer Stelle gar so viel Rauch und Qualm ins Gesicht trieb, mußte ich eine kleine Strecke auslassen. Wie ich kurz darauf dorthin zurückkehrte, das Fehlende nachzuholen, sah

ich einige wilde Käffern vor einer Bululu stehen. Leydere hatte sich vor dem Feuer geflüchtet, war aber von den Schwarzen erblickt und mit Steinen tot geworfen worden. Noch war etwas Leben in ihr, und die Käffern stoben, als ich sie am Schwanz aufhob, laut schreiend auseinander. Nun, sie wissen recht gut, weshalb sie eine solche „Heidenangst“ vor einer Bululu haben. Mein Vorgezelter, dem ich die Schlange zu Hause vorzeigte, sagte sofort: „O, die sind sehr giftig; dazu hier, im Griqualand, leider gar keine Seltenheit!“

Auch „Kant“, unser treuer Haushund in Emaus — er war der ständige Torhüter vor der Wohnung unseres Chrw. Vaters Franz — war einmal draußen im Felde von einer Schlange gebissen worden. Er fing jämmerlich zu heulen an, und der eine Fuß schwoll ihm gleich so stark an, daß man ihn, den sonst Unermüdlichen im Rennen und Laufen, heimtragen mußte. Hier kam er nun in die Pflege der guten Schwestern, die ihm fleißig Lieberschläge um die wunde Stelle machten; das brachte den armen „Kant“ nach einiger Zeit wieder auf die Beine.

Aehnliche Beispiele könnte ich noch viele anführen, will mich aber für diesesmal mit dem Gesagten begnügen. Tausend Dank der göttlichen Vorsehung, die uns bisher in all diesen Gefahren so wunderbar beschützte.

Ein schwarzer Schreikünstler.

Vom Hochw. P. Sixtus Wittelbund, R. M. M.

Reichenau. — Es war in der ersten Zeit meiner Missionstätigkeit; ich war damals noch schwach im Käffrischen, und besonders fremde Leute, mit denen ich noch nie verkehrt hatte, verstand ich nur schwer. Nun galt es eines Tages, einen benachbarten jungen Häuptling zu einer Feierlichkeit einzuladen. Da ein Vorte, den ich zu diesem Zwecke abschickte, nur ungenügenden Bescheid zurückbrachte, machte ich mich schließlich selbst auf den Weg.

Ich komme zum betreffenden, in einer schrecklichen Wildnis liegenden Kraal, der sich, was Ordnung und Reinlichkeit anbelangt, in nichts von einem gewöhnlichen Käffernkraale unterschied. Seine „Durchlaucht“ ist gerade zu Hause und gewährt mir bald die erbetene Audienz. Der junge Häuptling fühlte sich geschmeichelt, einen Missionär der Ama-Roma in seinem Kraal zu sehen, und zeigte sich äußerst freundlich und entgegenkommend. Die Hauptfache jedoch, ob er nämlich zum besagten Feste kommen wolle, oder nicht, drückte er so gewunden und ungenau aus, daß ich nicht wußte, wie ich daran war. Der Häuptling bemerkte

meine Verlegenheit, konnte sich aber nicht entschließen, auf meine Frage klipp und klar mit „ja“ oder „nein“ zu antworten.

Doch halt! da kommt ihm ein rettender Gedanke! „Warte einmal, Umsfundifi, warte, ich will gehen und will Dir einen Brief schreiben!“ Raßch, ohne eine Antwort abzuwarten, verschwindet er in seiner Behausung und begibt sich zielbewußt an die große Arbeit. Um die Beschwerde weniger zu fühlen, verrichtet er sie auf dem Bette sitzend.

Ich selbst verweile inzwischen im Freien; es war mir da wohler, als im rauchgeschwärzten Kraal; auch hielten mich gewisse ritterliche Blutjäger und Konsorten in respektabler Entfernung. Ich warte da lange, lange, denn der hohe schwarze Herr hatte



Umoja-Schlange.

sich mit seinem Schreiben offenbar ein hohes Ziel gesteckt, eine Lebensaufgabe, der er nur schwer gerecht zu werden wußte. Doch siehe, endlich kommt der Fürst glücksstrahlenden Angesichtes aus der Hütte! Nicht ohne Selbstbewußtsein überreicht er mir sein Skriptum, das ungefähr ein halbes Böglein füllte.

Ich nehme das Blatt in die Hand und beginne die Hieroglyphen Mosis — dies der Name des Häuptlings — zu entziffern. „Mosif“, hieß es da, „ist gezeigt, einmal zur Missionsstation zu kommen, wenn er Zeit hat, am Dienstag. Mosi ist ebenfalls Christ und gehört zur amerikanischen Kirche.“

Soweit war ich mit Mühe gekommen, wobei ich allerdings so ziemlich erraten mußte, was denn der Häuptling mit seinem sonderbaren Geschreibsel sagen wollte. Er war übrigens mit meiner Lese Kunst zufrieden und nickte befällig, wenn ich wieder so glücklich gewesen war, ein paar Wörterchen mühsam herauszubuchstabieren. Wie ich nun aber auf einmal gar nicht mehr vorankomme, fragt er besorgt: „Wie? Geht's nicht? Kannst du nicht lesen?“ Die Frage war allerdings sehr höflich und ermunternd zugleich, allein es blieb mir schließlich beim besten Willen nichts anderes übrig, als ihm selbst das Blatt zu überreichen.